

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 2

Artikel: Annas Irrwege [Fortsetzung]
Autor: Jacot Des Combes, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freue dich deines Heims!

Von W. May.

Es ist eine alte Tatsache: Gewöhnung tötet die Freude. Was uns heim ersten Anblick, beim ersten Tun Freude zu geben vermag, vermag dies nicht mehr, wenn es sich des öfteren wiederholt, wenn es uns „gewohnt“ zu werden beginnt.

So geht es auch mit unserem Heim, so geht es uns mit den Möbeln, die wir besitzen, den Bildern, den kleinen Gegenständen, die wir um uns herum aufgestellt haben, weil sie uns einst, und jetzt nur noch gelegentlich, Freude zu schenken imstande waren. So geht es uns — wenn wir nicht immer und immer wieder an unserem Heim gestalten, ordnen, arbeiten.

Der Raum an sich ist unbeseelt. Die Gegenstände sind imstande ihn zu füllen, aber erst in jener Ordnung, die wir zwischen uns, dem Raume und den Gegenständen herstellen, gestalten wir unser Heim. Erst in dieser Gestaltung wird das „Wohnliche“, die Freude am Heim, zur Wirklichkeit.

Es gibt keine einmalige Ordnung für den Raum, seine Gestaltung ist vielfältig möglich und diese Möglichkeit müssen wir ausnützen, uns das Heim, den Besitz, zur wahren Freude zu machen, aus dem Wechsel immer neue Freude zu ziehen. Einmalige, bestehende Ordnung wird notwendig mit der Zeit zur Gewöhnung.

Darum laßt euren Besitz im Raume wandern! Lernt gestalten. Immer wieder anders, immer wieder neu wird der Raum, der sich bewegt. Immer wieder andere Schönheiten zeigt das Möbel, der Gegenstand, je nachdem er hier oder dort im Raume untergebracht wird, in dieser oder jener Nähe seinen Platz findet, diese oder jene Freundschaft mit den Nachbarn eingeht.

Ein schönes altes Möbelstück — bald hier, bald dort im Raume untergebracht, wird erst so alle seine Schönheiten restlos offenbaren. Eine Vase aus edlem Material und von edler Form, ändert ihr Gesicht, je nachdem diese oder jene Blume, der oder jener Blütenzweig ihr beigegeben ist, und zu jeder Füllung gibt es einen anderen, immer wieder schöneren Platz im Zimmer.

Auch die Bilder müssen nicht immer am selben Orte hängen, es müssen nicht immer dieselben Bilder im selben Raume sich aufhalten. Der erst ist der wirkliche Bilderfreund, der mehr Bilder besitzt, als er aufgehängt hat. Der bald dieses Bild gegen jenes auswechselt, für kleine Zeit, bald jenes Bild im Nebenraum gegen dieses austauscht. Der vielleicht Rückfichten nimmt dabei auf die Jahreszeit, die Festzeiten des Jahres, seine Stimmungen, seine Freuden und Leiden. Der so seine Räume immer beweglich hält im Schmuck, immer schmiegsam, wie den Stoff seiner Kleider, der sich den Bewegungen seines Körpers anpaßt, so wie sich die Räume der Bewegung seiner Seele anpassen sollen.

Es gibt keine einmalige Ordnung im Raum. Hundertfältig ändern und verändern lassen sich die Dinge um uns, um immer andere Gesichter zu zeigen und in ihrem Zusammenspiel immer anderes auszudrücken. So entgehen wir der Gewöhnheit, die die Freude tötet, und erhalten uns ein immer wechselreiches, immer tieferes Verständnis für jedes einzelne Ding.

So lernen wir unsere Dinge kennen und lieben. Wir treiben mit ihnen jenes Spiel, ohne dem keine Liebe bestehen kann. Wir lernen sie kennen in ihren verborgendsten Eigenschaften, lernen sie lieben in ihren verborgendsten Schönheiten, aber auch erkennen in ihren Mängeln und ihren Schwächen. Nur im Wechsel entlarvt sich die hohle Form und der gewandt geformte Kitsch. Und nur im Wechselspiel unserer Umgebung erkennen wir wirklich, was uns davon wertvoll ist und was uns nur wert erscheinen

wollte, ohne es wirklich zu sein. Gewöhnheit tötet die Einbildungskraft, die uns das Gegenständliche zur Freude werden läßt. Also — töten wir lieber die Gewöhnheit!

Indem wir immer umschaffen, verändern, neugruppieren. Die Dinge aus ihrer Starre lösen, in neue Verbindungen setzen, untereinander verkehren lassen. Haben wir doch Schöpferlaunen — dann werden wir auch Schöpferfreuden in Fülle erleben können! —

Eine billige Freude, ein schönes Spiel! Mehr als das! Ein eigener Gewinn an Verständnis und Geschmacksbildung.

Eine Selbsterziehung zur Wohnkunst und Heimfreude, die wir heute besonders notwendig haben und der der Innenraum noch nie so entgegenkam, wie heute, wo die starre, unverrückbare „Einrichtung“ der alten Innenraum-schule einem beweglicheren, ergänzungsfähigeren Möbelstil Platz gemacht hat.

Und nicht zuletzt ist die spielerische Raumgestaltung ein Weg, über uns selbst klar zu werden, unserem eigenen, höchstpersönlichen Stil und über unsere eigene Wesensart.

Darüber aber sollte sich jeder besonders klar sein, denn nur die Persönlichkeit ist „höchstes Glück der Erdenkinder“, und nur auf ihr fußt der Erfolgreiche.

Annas Irrwege.

Roman von Sophie Jacot Des Combes.

2

Die ersten Schuljahre verbrachte ich meist mit Buben. Ich fühlte mich stark wie sie und kletterte mit ihnen auf die höchsten Bäume. Das erstemal geschah es, weil ich meinte, dort oben könne ich die Wolken ergreifen. Als es nicht gelang, versuchte ich den Weg zum Himmel anders zu erreichen, indem ich willensvoll zu jener Linie hinübersah, an der sich Wolken und Hügel berühren. Mein Auge fest auf dieses Ziel gerichtet, begann ich ihm zuzustreben voller Zuversicht. Ich stieg und stieg, hinter dem ersten Hügel wölbte sich ein anderer, dann ein dritter, und auf einem jeden lag der Himmelsaum sichtbar und gewiß. Nichts konnte mich zur Umkehr bewegen. Ich bekam Hunger, die Tränen liefen mir über die Backen vor Müdigkeit, aber ich lief und lief. Endlich sah ich die Sonne hinter dem nächsten Hügel versinken, als ich in ein Tälchen zwischen zwei Erhöhungen gelangt war, wie ich deren schon mehrere durchgegangen hatte. Da packte mich volle Verzweiflung: die Nacht brach über mir herein, unser Dorf war fern, der Himmel unerreichbarer denn je. — Ich warf mich zu Boden, ich rauchte zorn erfüllt das Gras um mich aus; mit empörten Worten wüthete ich gegen den lieben Gott, der solch ein Blendwerk gutheißen konnte oder wohl gar erdacht hatte. Ich besann mich lange auf ein Wort, was ihm meine Verachtung ausdrücken könne; — endlich fand ich es, und die Rache, es ihm zu sagen, tat mir wohl. Ich rief voll Todesangst in das Dunkel, in das bange Alleinsein: du Zauberer, du böser, böser Zauberer! Schließlich schlief ich ganz gebrochen und erschöpft ein.

Ich erwachte im Licht einer klirrenden Handlaterne. Der Vater und einige Männer des Dorfes waren auf der Suche nach mir. Mitternacht hatte längst geschlagen, als sie mich fanden.

Der Rückweg war schauerlich und unfassbar. Jeder der biedereren Männer schalt mich auf seine Art, dann redeten sie untereinander von ihren Dingen. Der Vater führte mich an der Hand und sagte kein einziges Wort. Aber daheim nahm er die lederne Hundepeitsche, mit der Berta die Kleider auszuklopfen pflegte und schlug mir damit so erbarmungslos um die Beine, daß er mich oben am Kleid halten mußte, damit ich nicht niederstürzte. Ich war wochenlang mit Striemen und gelben und blauen Flecken bedeckt, auf die mich zu meiner großen Beschämung die Genossinnen meiner ersten Schulklasse einige Tage nach dem



Winterlandschaft bei Adelboden.

Geschehenen beim Baden aufmerksam machten. Ich hatte nicht einmal daran gedacht, das, was ich als Schande fühlte, ihren Blicken zu verbergen, so sehr war ich durch das rohe Erwecktwerden aus einem dummen Kindertraum verwirrt worden. Unvergeßlich ist es mir, wie die Dorfmadchen mich höhnend umstanden und auf meine Beine zeigten, wie ich meine Strümpfe in Haß überzog und davon schlief. — Von jenem Tage an fühlte ich mich ausgestoßen und gezeichnet, und alle späteren Strafen reichten niemals an diese erste Züchtigung heran, die mich am gleichen Tage traf, an dem ich mich gegen meinen ersten Gott empörte. Auch den Vater hatte ich nun fürchten gelernt. Ihm und der Schwester Berta, die mich nicht vor ihm geschützt hatte, mochte ich lange Zeit nicht mehr in die Augen sehen, den Kameradinnen ging ich aus dem Weg. Nein, zu ihnen allen gehörte ich nicht.

Der Vater besaß einen Kaninchenstall. Oft brachte ich den Tieren das Futter und schaute ihnen zu, wie sie beim Fressen lustig durch- und übereinanderhüpften und drängten. Seit meiner schmerzlichen Erfahrung betrachtete ich sie mit anderen Blicken. Ich suchte, ob nicht eines wie ich beiseitegeschoben und allein wäre, und ich entdeckte ein silbergraues Häschen mit melancholischen Augen und herabhängenden Ohren, das mir liebebedürftig schien wie mein eigenes armes gefangenes Herz. Ich zog den Lampe an seinen langen Löffeln aus dem vergitterten Stall, strich ihm über sein weiches warmes Pelzchen und schließlich küßte ich im Ueberschwall der Gefühle den Silberstern, ein Zeichen seiner Edelbürtigkeit, den er auf der Stirne trug. Dann taufte ich ihn Sternschnuppe und wir waren fortan in jeder unbeachteten Stunde unzertrennlich. Schnuppchen ruhte in meinem Schoß, und ich erzählte ihm die endlosesten Geschichten, denen es mit Engelsgeduld und weit zurückgebogenen Ohren lauschte. Während ich es an mein Herz drücken konnte, ward es mir ganz wohl zumut, und wenn ich abends durch das Zubett-

gehen der Schwester Berta, die mit mir in einem Zimmer schlief, aus dem ersten Schlaf geweckt wurde und manchmal noch eine Zeitlang wach lag, weil sie bald allerlei Geräusche, die mich ängsteten, durch Mund und Nase im Schlafe tönen ließ, dann dachte ich an Schnuppchen, sehnte es herbei und meinte, es müsse mir aus der Ferne lauschen.

Da geschah das Entsetzliche. Eines Nachmittags, ich weiß es noch wie heute, das Laub raschelte auf dem Wege und ich wirbelte es, als ich durch den Garten ging, mit den Füßen abwechselnd vor mir her — also an jenem klargoldenen Herbstnachmittag fand ich Schnuppchen nicht in seinem Stall. In heißer Angst musterte ich alle die enggedrängten Kaninchen wieder und immer wieder der Reihe nach, Schnuppchen fehlte. Ein Schauer erfaßte mich. Geschlachtete Tiere, die ich im Dorf oft mit Grausen gesehen, standen vor meiner Erinnerung. Ich wagte kaum zu atmen und mochte mich nicht von der Stelle rühren. Zitternd und das Schluchzen wie einen Krampf im Halse, faßte ich endlich alle Willenskraft zusammen und ging dem Schuppen zu, in dem der Vater seine Gartengeräte und Handwerkszeuge aufbewahrte. Ein blutiges, noch tropfendes Fell schwang silbergrau im Winde, an einem Nagel der Tür aufgehängt. Ich höre noch meinen eigenen gellenden Schrei, und dann sank tiefe Nacht um mich. Es war die einzige Ohnmacht in meinem ganzen Leben, und doch sollte noch mancher Tag darin sein, an dem ich mir solch eine Umnachtung herbeigesehnt habe wie eine Gnade. Der Vater Keller mit seinen Riesenkräften in meinem Blut hat sie den armen zärtlichen Wünschen, die die Mutter in mich gelegt und die ihm, dem Starren, Unbeugsamen, wie sie, oft gern davongestorben wären, nie mehr zuteil werden lassen.

Ich blieb einige Tage krank, so daß ich die Schule versäumen mußte. Sobald ich wieder hinaus konnte, drängte ich mich geradezu wild zwischen die Spiele der Kinder, lief am ungezähmtesten, rollte am tollsten mit ihnen die Hügel-

wiesen hinab, suchte nach tötlichen Sündeln mit Mädchen und Buben, um zu fühlen, wie weit meine Fäuste mir Recht verschafften. Nur in diesem taumelnden Mir-selbst-entfliehen vermochte ich meinen großen Schmerz zu ertragen. Ein dumpfes Hin- und Hertreiben waren die nächsten Jahre. Ich floh die Kinder meines Alters nicht mehr, aber ich verkehrte in vollkommener Gedankenabwesenheit mit ihnen. Ich fühlte das, was ich nicht sagen konnte, immer stärker und verwirrter in mir werden, und da ich keinem in meiner Umgebung zutraute, mich davon zu befreien, so gab ich mich aus jenem unbekannten Trieb mit wahlloser Leidenschaft den äußeren sichtbaren Dingen hin. Geräusche, Menschen, Buntheit schienen mir Lust und Schutz vor dem Lästigen, Unerklärlichen in mir zu verheissen. Ich konnte, war Markt in unserem Dorf, stundenlang den Männern zuhören, wenn sie ihr Vieh verhandelten. Noch sehe ich den Sonnenglanz auf dem Dorfplatz, die strahlenden, geheimnisvoll leuchtenden Felle der Kühe, die durchsichtige Haut der kleinen Schweine, spüre den Geruch der Tiere und Menschen in der brütenden Sonne. Einmal zog mich die dicke Schweineverkäuferin, der ich mit staunenden Augen zugesehen hatte, auf ihren Schoß und liebte mich mit ihren nach Schweine-stall riechenden Händen. Ich ließ es mir gefallen und spürte etwas noch nie Empfundenes dabei; so wie eine unheimliche Freude, auch so etwas zu erleben.

Mit gleicher Hingabe konnte ich in jener traumhaften Zeit nachmittags auf einer sonnigen Lichtung des Waldes verbringen, Erdbeergeruch, Moosduft und all die warmen Wohlgerüche, die das Licht für uns aus einem Waldboden zieht, in mich einsaugend; oder zwischen dem hohen Gras einer Bauernwiese liegen, die Halme hoch um mich klingen hören, mich gegen das scharfe zupfende Zirpen der Grillen gereizt fühlen, um beim Gesumme der Bienen beruhigt die Augen zu schließen. Schlug ich sie nach langem Träumen wieder auf, so sah ich einen gelben oder blauen Schmetterling die Geliebte seines Herzens verfolgen, und wurden die Davonschwebenden meinen Blicken unerreichbar, so hoben die halbgeschlossenen Lider sich nur trunken, andere Licht- und Farbenfülle begehrend, und in endlos weitergesponnenem Traume erspielte sich wohl die Seele unperantwortlich und wunderfreudig lichte und frohe Gedanken einer erdenfernen irdischen Seligkeit.

Doch es nahte die Zeit, in der wir Mädchen körperlich spürbar den Trieb erwachen fühlen, unser vorbestimmtes Schicksal zu erfüllen. Die Träume vom Vielerlei voll unennbarer Buntheit drängen in das Eine, in das, was jede von uns besonders zu vollenden hat, sie gipfeln in dem Wunsch nach dem eigenen Kind. Und hier schon mag mir eine erste Ahnung unerhörter Schmerzen aufgedämmert sein, mit denen eine Seligkeit, die nicht mehr bequem sich in aller Welt verlieren konnte, sondern nach ihrer Eigenart strebte, ertauft werden müsse.

Die traumhaft schwebende Freude verwandelte sich in sprunghaft flackernde, scheinbar grundlos erregt aufflammende Unruhe und das Mißfallen der Meinen daheim und der Lehrer über mein Betragen ist mir jetzt nur zu verständlich. Ich versuchte wohl, die lästige und unabweisbar aufsteigenden Zweifel durch besonders häufige, unberechenbare Unarten von mir abzuschütteln. Dabei war es mir gar nicht recht, daß der Vater nach jener ersten übertriebenen Züchtigung nur zu milde gegen meine wachsenden Widerstände einschritt. Ich fürchtete Schwester Bertas Strafen mehr als die seinen, denn nach der einmaligen maßlosen Bestrafung hat er mich nie mehr geschlagen. Wie oft stand ich nach einer aufreizenden Ungezogenheit vor ihm, eine Ohrfeige erwartend, wie sie die Schwester Berta mir ohne Zögern gab, wenn ich nicht gehorchte. Doch der Vater tabelte nur, ohne die Hand gegen mich zu erheben. Ich dankte es ihm nicht. Im Gegenteil, indem er mit seiner Milde versuchte, mir wieder näher zu kommen, mein Vertrauen wieder

zu gewinnen, verlor er es vollends, denn er entrückte sich mir ins Unerklärliche. Jetzt erst höre ich die heiße Angst in seiner Stimme, wenn er mich ermahnte. Gewiß hatte er mit der Mutter Erfahrungen gemacht, die ihn an seinem harten Troß unsicher werden ließen und die er an mir wieder zu erleben fürchtete. Ich habe nie ergründen können, was es war, niemals hat er die Mutter erwähnt.

Ich ging noch nicht lange in die Austerer Sekundarschule, als unser Klassenlehrer, der Militärdienst tun mußte, von einem jungen Fräulein aus Zürich vertreten wurde. Wir Schulkinder kicherten hinter der unbekannten Lehrerin drein, als wir sie zum ersten Male im Treppenhaus sahen. Sie war klein, schwächling und blaß und hatte große graue Augen hinter Brillengläsern. Ihr Gang war ungeschickt tastend, wie ihn Leute haben, die nach innen sehen und darüber vergessen, wo sie die Füße aufsetzen. Wir Schüler meinten wohl so beim flüchtigen Hinsehen: mit der werden wir schnell fertig. Sie traf denn auch einen schrecklichen Lärm an, als sie in die Klasse trat; ich war es, die vorgeschlagen hatte, sie gleich richtig zu ärgern und ihr sofort zu zeigen, daß wir Meister sein wollten. Wir erwarteten darauf, unter Gejohl und Geschrei, daß die Neue, wie der Lehrer, mit dem Bleistift aufs Bult schlagen würde oder uns laut anriefe. Das sollte das Zeichen zu einem verdoppelten Höllenlärm sein, so war es ausgemacht — aber siehe da — Fräulein Bächtold blickte nur einmal flüchtig über die Köpfe der Klasse hinweg, stellte sich dann ruhig ans Fenster und sah schweigend hinaus in den Schulhof. — Wir lärmten noch eine kurze Zeit weiter, die Dreistehten machten Faxen und streckten hinter ihrem Rücken die Zunge heraus. Sie rührte sich kaum. Ihre Hände umfaßten den Fenstergriff, die Stirn war leise gegen die Hände gelehnt. Die leichte Neigung des feinen durchgeistigten Kopfes gab ihr die Stellung einer inbrünstig Betenden. Ich war so ergriffen von dem mir unheimlichen Vorgang, daß mir die Tränen in die Augen traten. Wütend schlug ich meinem Nachbar, der dem neuen Fräulein eine lange Nase machte, die Hand herunter, und man fing an, aus der Kinder Mitte, den Lärmenden zuzuschließen. Die Bangigkeit reuiger Sünder bemächtigte sich der immer ruhiger werdenden Klasse; wenige Augenblicke, und es war still wie in einer Kirche.

Noch für Sekunden blieb die schweigende Gestalt unbeweglich, es war, als wolle sie lauschen, ob die Ruhe wirklich keine Täuschung sei. In langsamer Bewegung wandte sie sich endlich um, ach, und wie würgte mich mein böses Gewissen, als sie schon im Zurückkommen zur Mitte der Klasse zu reden begann: „Ich habe keine laute Stimme“, sagte sie, „wenn ihr lärmt, so werde ich immer stumm bleiben müssen, bis ihr Lust bekommt, mich anzuhören. Denn im Schreien seid ihr viel stärker als ich, dagegen ist nichts zu machen, und es wäre schön ungerecht von mir, wenn ich euch das nicht eingestehen wollte.“

Du kannst dir denken, Andreas, daß Fräulein Bächtold nie mehr warten mußte, bis sie anfangen konnte zu unterrichten. Wehe dem Bub oder Mädels, das sich bei ihr zu unterstellen wagte, nur zu mußten — es hatte die ganze Klasse gegen sich.

Ich aber ging nach dieser ersten Stunde zu ihr und gestand: „Fräulein, ich war an dem Lärm schuld, seien Sie mir bitte nicht böse.“

Sie hob, denn ich guckte meine Fußspitzen an, meinen glühenden Kopf mit beiden Händen hoch und sagte, meine Augen mit ihrem tiefen eindringlichen Blick suchend: „Ich denke, Anna, zwei ehrliche Menschen können nichts anderes als gute Freunde werden.“

Jeden Morgen stand ein Blumenstrauch auf Fräulein Bächtolds Tisch, und ich hatte ihn gepflückt.

(Fortsetzung folgt.)